



2012

Das neue Bild von Bindung

Elternsein ist Knochenarbeit. Ein Vogelpaar muss im Minutentakt fliegen und Würmchen um Würmchen in die Schnäbel der Kleinen stopfen. Und menschliche Eltern müssen bei dem kleinen Paul immerhin 4000 Windeln wechseln, bevor diesem zum ersten Mal das Wort »Danke« über die Lippen purzelt. Wie motiviert die Natur Eltern dazu, sich für ihren Nachwuchs so ins Zeug zu legen?

Die Antwort heißt Bindung. Bindung ist die geheime Macht, die Eltern dazu bringt, alles stehen und liegen zu lassen, um für ihre Kleinen zu sorgen. Bedingungslos.

Bedingungslos? Die Natur scheint das anders zu sehen. Wenn Schwalbeneltern ihren Nachwuchs im Nest mit leckeren Fliegen versorgen, so steuern sie als Erstes die Schnäbel mit der intensivsten Färbung an – das in die Schleimhäute eingelagerte orangefarbene Karotin ist ein Zeichen für Vitalität und Gesundheit.

Auch beim Menschen scheint es Kleingedrucktes zu geben. Das Band zwischen Mutter und Kind jedenfalls ist nicht immer gleich stark, ja und manchmal, da klappt Bindung überhaupt nicht.

Die Frage nach den Zutaten

An was liegt das? Welche Zutaten braucht Bindung? Eine glückliche Schwangerschaft? Die mütterlichen Hormone? Die magische erste Stunde nach der Geburt? Wie kommt es dann, dass sich Eltern durchaus erfolgreich auch an ein adoptiertes Kind binden können? Überhaupt: Was hat Bindung mit Mutterliebe zu tun? Und was können Eltern tun, um die Bindung zu stärken?

Bindung in aller Munde

Ein Experiment, das heute Tierschützer auf den Plan rufen würde, leitete in der Nachkriegsära ein neues Zeitalter ein. 1958 trennt der Verhaltensforscher Harry Harlow junge Rhesusaffen von ihren Müttern und lässt sie mit künstlichen Mutterattrappen aufwachsen. Die einen Äffchen bekommen ein Drahtgestell mit einem Kopf aus Holz in ihren Käfig, die anderen ein ähnliches, allerdings mit weichem Plüsch gepolstertes Modell. Der Clou: Während das Plüschmodell keine Nahrung spendet, sind am Drahtgestell auf Brusthöhe Milchflaschen angebracht, aus denen sich das kleine Äffchen nach Belieben bedienen kann. Nach einigen Monaten bringt Harlow die Affen jeweils in eine furchtauslösende Situation: Ein trommelschlagender Roboter-Bär wird zu ihnen in den Käfig gelassen! Die mit der Plüschattrappe großgezogenen Äffchen suchen fiepend Schutz bei ihrer »Plüschmutter«. Die mit der milchspendenden Drahtmutter aufgewachsenen Äffchen dagegen kauern sich in eine Ecke oder erstarren einfach, wo sie gerade sind. Sie haben offensichtlich trotz der Milchspenden keine emotionale Bindung zu ihrer »Mutter« entwickelt.

Das Experiment erschütterte das Fundament der Psychologie. Schließlich stand das Ergebnis in krassem Widerspruch zu den Annahmen der damals führenden Denkschule in der Psychologie, dem Behaviorismus. Nach dessen Auffassung ist jedes Verhalten anerzogen – sei es durch Strafe oder durch Belohnung. Und entsprechend gingen die Behavioristen – die ihre Erkenntnisse über den Menschen originellerweise vor allem aus Experimenten mit Ratten und Hunden gewannen – davon aus, dass Säuglinge deshalb an ihre Pflegepersonen gebunden seien, weil diese sie ja dauernd mit leckerer Milch »belohnen«.

Besonders ein junger britischer Arzt war von dem Experiment angetan, John Bowlby. Schließlich bot es eine Erklärung für eine Beobachtung, die sein Kollege René Spitz in Waisenhäusern gemacht hatte.

Obwohl es den Kindern in diesen Heimen an nichts fehlte – weder an Platz, Sicherheit, Sauberkeit noch an Essen, Trinken und Licht –, gediehen sie nicht und starben massenhaft. Vielleicht, so fragte sich Bowlby, werden Babys mit einem Bedürfnis nach *Bindung* geboren, die für sie so wichtig ist wie die tägliche Milch?

Plötzlich war Bindung in aller Munde. Staunend wurde wiederentdeckt, dass nicht nur die Fläschchentemperatur zählt, sondern auch die Temperatur der Beziehung. Längst als antiquiert angesehene Praktiken wurden neu belebt, wie etwa die, das Bettchen des Neugeborenen ins Zimmer der Mutter zu stellen – in der Sprache der 1960er-Jahre »rooming in« genannt. Und auch die mütterliche Brust, die in den Wirtschaftswunderjahren fast ausschließlich dekorativen Zwecken diente, wurde jetzt wieder vermehrt zum Stillen gereicht.

Ein simples Konzept

Auf den ersten Blick scheint Bindung ganz einfach zu funktionieren: »Versuche zu deinem Versorger eine möglichst feste Bindung herzustellen«, scheint die Natur allen Neugeborenen einzuflüstern, »denn sonst verhungerst du oder wirst von einem hungrigen Raubtier aufgefressen.« Jedes Neugeborene schaut sich also zunächst einmal in der großen, kalten Welt um: Wo ist denn hier mein schützender, Wärme und Nahrung spendender Versorger? Gänse folgen dabei einem ganz einfachen Programm. Sie schließen sich nach dem Verlassen der Eierschale dem ersten Objekt an, das sich bewegt und regelmäßig Laute von sich gibt. In der freien Wildbahn ist das natürlich die Mutter, aber das kann auch ein Konrad Lorenz sein oder, wenn es dumm läuft, auch ein Rasenmäher. Ein solches, nach dem Schlüssel-Schloss-Prinzip ablaufendes, auf immer den gleichen Reiz eingestelltes Bindungsprogramm wird als *Prägung* bezeichnet.

Auch bei der Bindung von Menschenbabys spielen Instinkte eine Rolle, das Programm ist aber weitaus weniger festgelegt als bei den Gänsen. So sind Menschenkinder zumindest in den ersten Monaten noch recht flexibel, was die Wahl der Bindungsperson angeht. Sie binden sich an diejenige Person, die am meisten verfügbar ist. Zunächst merken sie sich diesen Menschen vor allem über den Geruch, bald schon auch über den Gesichtssinn. Sind mehrere versorgende Personen verfügbar, so wissen sie das zu nutzen: Sie binden sich an die am verlässlichsten auftretende Person am stärksten – sie wird ihre Hauptbindungsperson. Aber sie

lassen sich auch von anderen vertrauten Personen stillen, beruhigen und versorgen. Und selbst wenn die hauptsächliche Bindungsperson wechselt, so folgt die Bindung in den ersten Lebensmonaten noch, d. h. das Baby stellt sich ohne größere Probleme auf die neue Schutz- und Versorgungsinstanz ein.

Dieses *Attachment*, wie die Bindung des Kindes zu seinem Versorger in der Fachsprache genannt wird, ist sozusagen die erste Lebensversicherung des neuen Erdenbürgers. Kein Wunder, dass sie flugs nach der Geburt beginnt und ohne Wenn und Aber abläuft. Das Kind stellt keine Bedingungen – ja, es identifiziert sich sogar mit recht zweifelhaften elterlichen Gestalten, »als habe es diese unter Tausenden selbst ausgewählt« (A. Wahlgren).⁵⁹

Bindung als Problem

Und genau das kann zum Problem werden. Ein Kind bindet sich an diejenige Person, die am meisten verfügbar ist – unabhängig von der Qualität der Zuwendung. Voller Erschütterung hatte das schon Harlow bei seinen Experimenten mit Affen beschrieben. In einem Experiment wurden Affenmütter, die ohne Kontakt zu ihrer Gruppe aufgewachsen waren und deshalb den Umgang mit Babys nicht erlernt hatten, nach der Geburt ihrer Babys beobachtet: »Eine Sache, die das Herz des Versuchsleiters sehr stark berührt hat, waren die verzweifelten Versuche dieser Babys, den Kontakt zu ihren unnormalen Müttern aufzubauen. Diese haben ihre Jungen geschlagen, sie weggestoßen. Die Kleinen haben immer und immer wieder versucht, Kontakt zu bekommen. Die Mütter haben die Gesichter der Kleinen gegen den Boden gedrückt. Die Kleinen haben sich freigekämpft und haben sofort noch einmal versucht, den Kontakt herzustellen. Die Stärke, die Beharrlichkeit und die Mühe, die in den Forderungen der Jungen lagen und die darauf folgende Strafe haben auf die nicht eben zimperlichen Versuchsleiter einen dermaßen tiefen Eindruck gemacht, dass sie es kaum ausgehalten haben, dieses unnatürliche Verhalten weiter zu beobachten.«

Genau diese Problematik ist von vernachlässigten Kindern bekannt: Die Bindung der Mutter zum Kind kann komplett abreißen – die des Kindes zur Mutter nicht. Die Bindung des Kindes zu seiner versorgenden Bindungsperson ist also *kein* Liebesverhältnis – es ist eine angeborene Zwangsbindung.

Wozu Bindung?

Die Welt ist ein gefährlicher Ort. Da sind leckere kleine Geschöpfe, seien sie Mensch oder Tier, an einer Art psychischen Leine gut aufgehoben. Diese sorgt sozusagen dafür, dass keines von ihnen im Urwald verloren geht. Immer wenn die Leine zu weit gedehnt wird, bekommt es eines der beiden Individuen an den Enden der Leine mit der Angst zu tun. Geht das Kind zu weit weg, so schiebt die erwachsene Bindungsperson Panik. Entfernt sich die Mutter zu weit, so zieht das Baby seinerseits an der Leine, um seine Mutter wieder auf Fühlung zu bringen: Es weint, trotzt oder charmiert.

Dass Bindung aber nicht nur dem Schutz dienen kann, zeigen schon die beschriebenen Verhältnisse in den Kinderheimen. Die Kinder *hatten* Schutz – und wollten trotzdem nicht gedeihen. Zu was ist Bindung also noch gut?

Einen Hinweis geben die in Nestern oder Bauen aufwachsenden Säugetiere. Ohne dass sich die Mutter ganz handgreiflich um die körperlichen Funktionen des Nachwuchses kümmert, läuft bei diesen kleinen Säugern im wahrsten Sinne des Wortes gar nichts. Kleine Mäuschen etwa können nur dann ihre Blase und ihren Darm entleeren, wenn die Mutter sie leckt. Werden sie nicht regelmäßig abgeschleckt, verenden sie. Auch das Wachstum hängt bei praktisch allen Säugetieren von Berührungen durch die Mutter ab. Neben den rein körperlichen Funktionen scheinen Berührungen aber auch die emotionale Entwicklung und die Organisation des Gehirns zu beeinflussen. So dämpft Streicheln bei allen untersuchten Säugetierarten die Stressreaktionen.³⁰⁵ Aus Rhesus-äffchen, die von ihrer Mutter wenig geschleckt werden, werden nervöse, ängstliche Gesellen.³⁰⁶

Bindung als Entwicklungsstütze

Das scheint auch für den menschlichen Nachwuchs zu gelten. Tatsächlich vermuten Evolutionsbiologen, dass die durch das Bindungssystem gesicherte Nähe zur Versorgungsperson nicht nur dem Schutz vor Gefahren dient, sondern für den Säugling auch eine »Reifungsstütze« darstellt.³⁰⁷ Und die kann ein Menschenjunges gut gebrauchen. Verglichen mit ihren Affenverwandten sind Menschenkinder ja allesamt Frühgeborene. Sie können sich nicht einmal an ihrer Mutter festhalten oder von sich aus an deren Brust gehen, sie müssen vielmehr auf Schritt und Tritt getragen, gestillt, gehalten, umsorgt und behütet werden. Der

Grund: Nur in einer Kleinausgabe passt der Kopf des Kindes durch den engen Geburtskanal der Mutter. Die Arbeit am Gehirn musste sozusagen auf die Zeit nach der Geburt vertagt werden. Tatsächlich wächst das Gehirn von der Geburt bis zum Schulalter auf die dreifache Größe an. Das Gehirn, mit dem das Menschenbaby auf die Welt kommt, ist also nicht viel mehr als eine Verlegenheitslösung, mit der es in den ersten Wochen »gerade so« zurechtkommt.

Die Befunde der Kinderärzte unterstützen dies. So ist die Atmung des kleinen Säuglings noch recht wackelig, Atempausen kommen vor, und unter extrem ungünstigen Voraussetzungen (etwa wenn das Baby während seiner Entwicklung im Mutterleib Nikotin ausgesetzt ist) kann es unter ungünstigen Umgebungsbedingungen sogar zu einem kompletten Ausfall kommen (vgl. Kapitel 5). Auch die Regelung der Körpertemperatur ist noch keineswegs idiotensicher – trotz ihrer passablen Speckschicht neigen Neugeborene zur Unterkühlung. Auch zeigen Untersuchungen, dass häufige Berührungen und generell die mütterliche Nähe dem Baby zu einem ergiebigeren Schlaf verhilft und auch seine Körperfunktionen – vom Herzschlag bis zur Temperaturregelung – stabilisiert.⁴⁸ So steigt die Körpertemperatur von Babys, die bei ihrer Mutter schlafen, um immerhin ein halbes Grad Celsius an.⁶⁰ Und Babys, die nach der Geburt viel berührt werden, sind noch Wochen nach der Geburt ruhiger, wacher und sie lächeln auch häufiger.^{61 311}

Ein ziemlich abgefahrenes Experiment deutet darauf hin, dass die körperliche Nähe Kindern sogar hilft, sich besser zu entwickeln. In dem Experiment schliefen Neugeborene anstatt in ihrem normalen Bettchen in einer »multisensorischen, lebenden Wiege«: Die Wiege bewegte sich in einem zufälligen, etwa den Körperbewegungen eines gehenden Erwachsenen nachempfundenen Rhythmus. Die darin ruhenden Neugeborenen waren wie in einer Gebärmutter eng umgrenzt, zudem herrschte in der Wiege eine dem Mutterleib vergleichbare Geräuschkulisse. Tatsächlich weinten die Babys in dieser Wiege weniger, schliefen nachts länger und zeigten nach drei Wochen bessere Reaktionen in einem Test der neurologischen Reife.³¹²

Aber auch das Lernen scheint durch die unmittelbare Nähe leichter zu fallen. Wird einem Baby etwa ein neuer Geruch präsentiert, während es gestreichelt wird, so fällt ihm das Wiedererkennen des Geruchs später leichter, als wenn es ihn ohne Hautkontakt kennenlernt.³¹³

Kein Wunder also, dass Bindungsperson und Kind sich beständig neu »in Beziehung« zueinander setzen. So tauschen Babys mit ihren Betreuungspersonen beständig – oft nur für Millisekunden – Blicke aus. Und immer wenn sie sich in ihrem gemeinsamen Augenraum begegnen, werden im Gehirn der beiden Partner aktivierende und gefühlsverstärkende Hormone (Endorphine) ausgeschüttet. Diese beständige Resonanz und Synchronisierung über die Sinne und über Gefühle hilft dem Baby beim Lernen und bei der Anpassung an die Lebensbedingungen außerhalb des Mutterleibs.³¹⁴

Bindung ist aber noch mehr. Denn wenn Säuglinge eine sichere Bindung erfahren, nutzen sie dieses Kapital sofort, um sich der Welt zuzuwenden und ihren *Explorations- und Wirksamkeitstrieb auszuleben*. Sie erkunden die Welt, sie suchen aktiv nach neuen Erfahrungen, sie leben ihre »Neulust« aus. Kurz: Gelungene Bindung macht mutig, sie *flankiert das kindliche Lernen*. Vielleicht erklärt dies auch, warum Babys, die zu wenig Zuwendung bekommen, in ihrem späteren Leben Belastungen nur schlecht wegstecken können.³¹⁵

Bindung zur Einbindung in die Kultur?

Aber selbst hier ist die Geschichte noch nicht zu Ende. Über die genannten Leitplanken sorgt Bindung nämlich auch für die *Einpassung des Kindes in den jeweils vorgegebenen kulturellen Rahmen*. Die Behandlung durch die ihm vertrauten Menschen vermittelt dem Kind ja auch, welche Behandlung es generell in seinem Leben zu erwarten hat und wie insbesondere Beziehungen funktionieren: Ob sie etwa auf Übermacht und Kontrolle aufbauen, oder ob sie auf Vertrauen basieren und sich gemeinsam gestalten lassen. Das Kind erfährt, ob es eine Stimme hat oder ob es »hörig« sein soll. Kurz, in seinem Bindungssystem lernt das Kind auch die auf seiner Straßenseite oder in seiner Kultur vorherrschenden *Herrschaftsverhältnisse* kennen – mitsamt der ihm darin zugedachten Rolle.

Bindung – von den Eltern aus betrachtet

Wie aber stellt sich die Sache von der anderen Seite der Eierschale aus betrachtet dar? Wie bindet sich die Versorgungsperson(en) an ihr Kleines?

Dieses *Bonding*, wie es genannt wird, wird oft als Spiegelbild des kindlichen *Attachments* gesehen. Warum auch sollte eine Mutter ihr Ungeborenes mit großem Aufwand austragen, wenn sie sich nach der Geburt nicht bereitwillig und bedingungslos an das kleine Geschöpf

bindet? Sollte die Natur also auch den Eltern dasselbe robuste, intuitive und bedingungslose Programm auf die Festplatte gespielt haben wie ihren Kleinen?

Es scheint nicht so zu sein. Schaut man sich in der Natur um, so wärmt uns die elterliche Bindung nicht immer das Herz: Die Pandabärenmutter, die häufig Zwillinge gebiert, ignoriert das Kleinere der beiden. An das andere bindet sie sich und versorgt es liebevoll. Rattenmütter entfernen die schwächsten Babys ihres Wurfs einfach aus dem Nest, die Kleinen verdursten. Hunde entledigen sich schwacher Welpen, indem sie sie immer wieder von den Zitzen wegstoßen. Storcheltern mit einem großen Gelege bringen die am langsamsten wachsenden Storchbabys um. Beim Schreiadler sorgt der Nachwuchs selbst für die nachträgliche Geburtenkontrolle: Die Schwächsten werden von den Stärkeren einfach aus dem Nest gestoßen – unter den Augen der Eltern. Im Tierreich scheint es also nach der Geburt eine Zeit lang wie auf einem Basar zuzugehen. Die Kleinen werden geprüft, vermessen, gewogen, und je nach ihrem »Wert« wird dann investiert – oder die Ware zurückgelegt.

Bindung mit der Stoppuhr

Bei manchen Arten wird dabei sogar mit der Stoppuhr gearbeitet. Mutterschafe etwa binden sich ziemlich zuverlässig an ihre kleinen Lämmchen – allerdings nur in der ersten Stunde nach der *Geburt*.³¹⁶ Ein Lämmchen, das ihnen nach dieser Spanne an die Zitzen geht, stoßen sie weg. Für Herdentiere ist das durchaus sinnvoll: Die Muttertiere sind alle zur gleichen Zeit trächtig, und wenn die Kleinen geboren werden, können sie sofort laufen. Das nur kurz offen stehende Bindungsfenster verhindert ein heilloses Durcheinander, schließlich würden sich reihenweise frisch geborene Schäfchen am Euter fremder Mütter wiederfinden!

Mäuse und andere Arten, die ihre Kinder in Nestern zur Welt bringen, kennen das notorische Verwechslungsproblem von Herdentieren nicht. Legt man einer Mäusemama fremde Mäuschen ins Nest, so werden sie wie die eigenen versorgt!

Zögerlicher Einsatz?

Da stellt sich bestimmt so mancher Leser die bange Frage: Gilt dieses in vielen Fällen doch recht »unmenschliche« elterliche Bindungsprogramm auch für uns Menschen? Wie und wann kommt elterliche Bindung zu-

stande? Und gibt es dabei Bedingungen? Gelten auch beim Menschen die Gesetze des Basars?

Um darauf Antworten zu finden, muss zuerst eine andere Frage beantwortet werden: Wie kann Bindung beim Menschen überhaupt gemessen werden?

Wie misst man Bindung?

Fragt man eine Mutter, wie fest sie sich an ihren Säugling gebunden fühlt, so wird sie wahrscheinlich mit der Achsel zucken: Was soll das denn heißen? Ob sie ihr Kind liebt? Ob sie sich voll für ihr Kind einsetzt? Interessanterweise herrscht ähnliches Achselzucken bis heute in der Forschung, wenn es um die Frage geht, wie denn die Bindung des Kindes zu seinen Versorgern zu messen sei.

Mary Ainsworth, eine Mitarbeiterin Bowlbys, machte das »Vermessen« von Bindung zu ihrem Lebensprojekt (dem Bowlby selber allerdings eher distanziert gegenüberstand). Dabei nahm sie konsequent den Blickwinkel der Evolution ein. Sie ging davon aus, dass sich die Bindung des Kindes zu seiner Versorgungsperson am besten überprüfen lasse, wenn eine der arttypischen Gefahrensituationen simuliert wird, die das Leben für ein Baby mit sich bringt: allein gelassen zu werden, und das auch noch mit einem Fremden! Daraus entwickelte sie das Drehbuch für einen etwa 20-minütigen Test, den Fremde-Situation-Test: Eine Mutter (oder eben die hauptsächliche Bindungsperson des Kindes) begibt sich mit ihrem 12 bis 20 Monate alten Kind in ein unbekanntes Zimmer mit allerlei Spielzeug. Dann kommt eine dem Kind unbekannte, aber freundliche Frau hinzu. Nach drei Minuten verlässt die Mutter den Raum, d. h. sie lässt das Kind mit der fremden Person allein. Nach weiteren drei Minuten kehrt sie zurück. Der Wechsel von Trennung und Wiedervereinigung wird insgesamt zweimal wiederholt. Die Reaktionen des Kindes werden protokolliert und daraus dann der jeweilige Bindungstyp (Bindungskategorie) des Kindes abgeleitet.

Dabei werden vier Bindungstypen unterschieden: sicher gebundene, unsicher vermeidend gebundene, unsicher ambivalent gebundene und unsicher desorientiert gebundene Kinder.⁶² In den meisten Untersuchungen fallen etwa zwei Drittel der Kinder in die sicher gebundene Kategorie.

Eltern werden nicht überrascht sein, dass ein solcher Test seine Tücken hat. Je nach Tagesform und Alter reagieren Kinder sehr unter-

schiedlich auf die künstliche Umgebung und die Trennung von ihrer vertrauten Schutzperson. Auch haben manche Kinder mehr Übung mit Trennung als andere. Zudem könnte auch die Persönlichkeit und das Aussehen der fremden Person eine Rolle spielen. Und dann: Wie Kinder auf Trennung reagieren, hat auch etwas mit ihrem Temperament zu tun – manche Kinder fallen schon auseinander, wenn ein Elternteil nur einmal kurz wegschaut. Es verwundert also nicht, dass der Fremde-Situation-Test selbst bei Bindungsforschern auf einige Skepsis stößt.⁶³

Bindung im echten Leben

Immerhin lässt sich so viel sagen: Ganz grob stimmen die im Labor gemessenen Bindungstypen auch mit dem Verhalten der Kinder im echten Leben überein – selbst wenn der Charakter der Kinder da oft ein ähnlich gewichtiges Wort mitredet. »Sicher gebundene« Kinder sind auch in sozialen Situationen im Kindergarten selbstsicherer, und sie gliedern sich eher in den Klassenverband in der Schule ein. »Unsicher gebundene« Kinder dagegen spielen im Kindergarten lieber allein. »Unsicher ambivalent gebundene« Kinder versuchen oft die Bezugsperson zu kontrollieren und fordern ständige Aufmerksamkeit. In der Schule gibt es nicht selten Auseinandersetzungen mit Gleichaltrigen.

Wie kommen die unterschiedlichen Bindungsmuster zustande? Bedeuten die unterschiedlichen Bindungsmuster, dass es gute Eltern und Rabeneltern gibt? Und wenn die sichere Bindung der Normalfall ist, ist sie dann auch der *Ideal*fall – und die unsicheren Bindungstypen etwa krankhaft? Und bedeuten die beobachteten Unterschiede, dass aus sicher gebundenen Kindern »mal was wird«, aus unsicher gebundenen dagegen nichts? Willkommen in der Bindungsdiskussion.

Die Bindungsdiskussion

»Bindung« ist ideologisch vermintes Gelände. Das Bindungskonzept musste erhalten, um die Frau am Herd gegen die Mutter am Arbeitsplatz in Position zu bringen, und feierte noch bis vor Kurzem in der Diskussion um den Ausbau der Krippenplätze fröhliche Urstände. Die einen gingen davon aus, dass Kinder mangels Förderung durch qualifizierte Fachkräfte auf dem Schoß der Mutter verblöden, die anderen,

dass sie in Krippen bei lieblosen Ersatzeltern emotional verkümmern. Nähern wir uns dem Schlachtengetümmel deshalb mit der gebotenen Vorsicht. Zuerst einmal: Was weiß die Wissenschaft heute über Bindung?

An wen binden sich Babys?

Wie wir gesehen haben, stützte sich die Bindungsforschung in ihren Anfangsjahren vor allem auf Beobachtungen an Rhesusaffen und Schimpansen – beides Arten, bei denen es ausschließlich die *Mutter* ist, die für den Nachwuchs sorgt. Und das mit einer – im Regelfall – sprichwörtlichen Hingabe, der »Affenliebe«. Schimpansen sind sogar dafür bekannt, dass sie selbst noch ihre toten Babys tagelang mit sich herumtragen! Leicht verständlich, dass Bindungsforscher zunächst einmal auch beim Menschen die Mutter als den »natürlichen« und möglicherweise ausschließlichen Bindungspartner des Kindes ansahen.

Was dazu nicht passte, waren die Berichte der Ethnologen. Bei den Efe in Zentralafrika etwa werden die Säuglinge von vielen Müttern gestillt, pro Stunde wechseln die Babys vier- bis achtmal zwischen Betreuungspersonen.³¹⁹ Rechnet man die Betreuungszeiten zusammen, so kümmern sich unter dem Strich andere Frauen oft länger um ein Kind als dessen eigene Mutter. Auch in anderen Völkern sind Babys keineswegs nur auf ihre Mutter bezogen, sondern werden ganz selbstverständlich von anderen mitversorgt – von Vätern, Geschwistern, Großeltern oder anderen Clanmitgliedern. Ein neuer Blick auf die menschliche Bindung lag also nahe – zumal inzwischen auch im Westen Familienmodelle entstanden waren, die mit dem traditionellen Mutterbild wenig zu tun haben.

Flexible Babys

Wie wir schon festgestellt haben, sind zumindest junge Babys recht flexibel – sie trinken in den ersten Monaten ohne Weiteres an der Brust einer anderen Frau und lassen sich auch von Fremden beruhigen. Das Bindungsprogramm des Babys wird also erst im Lauf von Monaten wirklich aktiviert und ist auch – anders als etwa das der Menschenaffen – *nicht auf eine einzige* Bindungsperson zugeschnitten. Und das macht evolutionsbiologisch Sinn. Denn im Gegensatz etwa zum Schimpansen

ist es für den menschlichen Nachwuchs nicht nur wünschenswert, sondern entscheidend, dass sich neben der Mutter auch andere Helfer an der Pflege und Erziehung beteiligen (vgl. Kapitel 14 E&A).

Die Bindungen zu den verschiedenen Betreuungspersonen können sich dabei in ihrer Art und Qualität durchaus unterscheiden – ein an seine Mutter sicher gebundenes Baby kann an seinen Vater unsicher gebunden sein und umgekehrt.³²⁰ (Auch das unterstreicht, wie problematisch es ist, Kinder pauschal in »sicher gebundene« und »unsicher gebundene« einzuteilen.)

Das heißt aber nicht, dass das Bindungsprogramm des Menschenkindes wahllos wäre. Denn schon nach wenigen Wochen – und umso mehr, wenn es müde, krank oder sonstwie gestresst ist – beginnt das Baby *eine* Betreuungsperson zu bevorzugen – meist diejenige, mit der es die meiste Zeit zusammen ist, in der Regel also die Mutter.

Und wenn das Baby älter wird, scheint es noch einmal schärfere Kriterien anzulegen. Etwa ab dem siebten Lebensmonat protestiert es auch gegen vormals gern gesehene Betreuer. Es will sich jetzt nur noch von ihm wirklich in routinierter Vertrautheit verbundenen Bindungspersonen versorgen und tragen lassen (wir werden uns die Formel, nach der kleine Kinder fremdeln, in Kapitel 11 genauer anschauen). Auch Trennungen werden nun immer schwieriger. Während sich Säuglinge in den ersten Lebensmonaten bei guter »Ersatzpflege« rasch von einer Trennung von der Hauptbindungsperson erholen, zeigen ältere Säuglinge ab etwa acht bis zehn Monaten auch bei der besten Ersatzbetreuung anhaltende Zeichen der Depression.

Und die Väter?

Dass auch Männer von Natur aus als Bindungskandidaten vorgesehen sind, zeigt sich schon an ihren körperlichen Reaktionen. Während der Schwangerschaft ihrer Partnerinnen steigt in ihrem Blut der Spiegel des eigentlich für das Stillen notwendigen Hormons Prolaktin deutlich an, gleichzeitig fällt das »Männlichkeitshormon« Testosteron ab. Dasselbe wird auch bei den (sehr wenigen) Primatenarten beobachtet, bei denen der Vater bei der Pflege des Nachwuchses mitmacht, etwa bei den Marmoset- und den Tamarinaffen. Und auch nach der Geburt gilt: Je mehr sich Väter mit ihren Kindern befassen, desto höher steigt der Blutspiegel des Prolaktins an. Und das Testosteron fällt beim Menschenmann nach der Geburt dann gleich noch einmal um satte 30 Prozent ab!³²¹

Auch die Babys lassen sich vom Geschlecht ihrer Betreuer nicht beirren. Für sie scheint die Devise des Heiligen Augustin zu gelten: »Die Seele hat kein Geschlecht«. Wenn es ein Mann ist, der die verlässlichste Pflegeperson in Reichweite abgibt, so wählen sie ihn ohne Vorbehalte als hauptsächliche Bindungsperson aus.

Welche Zutaten braucht die Bindung?

Gleich vorweg: Die Forschung kann nicht konkret sagen, warum Bindung im einen Fall so läuft und im anderen Fall so. Sie kann aber Einflüsse benennen, die bei der Bindung generell eine Rolle spielen. Die Ergebnisse in knappen Worten.

Zutat 1: Die Instinkte

Erwachsene haben in unterschiedlichem Ausmaß ein angeborenes Interesse an kleinen Kindern.

Ein Teil dieses Interesses beruht auf einem tief in der menschlichen Natur (und ebenso in der Natur anderer Tierarten) verankerten Reflex: Erwachsene finden Kinder – angeborenerweise – einfach »süß« und fühlen sich durch sie in ihrer Beschützerrolle angesprochen. Dabei spielt das Aussehen eine fördernde Rolle, insbesondere das sogenannte *Kindchenschema* (vgl. Kapitel 10 E&A): der Babyspeck, die Kulleraugen, der große Hinterkopf und das kleine, nach oben zeigende Näschen.

Vergleicht man Männer und Frauen, so ist das Interesse der Frauen an Babys zwar nicht in jedem Einzelfall, aber im Durchschnitt stärker als das der Männer. Bei manchen (darunter wiederum mehr Frauen als Männer) geht diese »intuitive Pflegebereitschaft« so weit, dass sie den Umgang mit Säuglingen als *befriedigend* erleben und sich auch mit fremden Säuglingen gerne abgeben.

Das könnte etwas mit *Vorerfahrungen* zu tun haben – wer als Kind viel mit Babys zu tun hat, findet den Umgang mit Säuglingen in der Regel weniger aufreibend und damit »belohnender« (vgl. Kapitel 14). Tatsächlich suchen vor allem Mädchen aktiv nach solchen Vorerfahrungen – das Spielen mit Puppen ist sozusagen das Präludium dazu.

Es gibt sie also, die gerne angeführten »Mutterinstinkte« – aber sie sind weder auf die Mutter beschränkt, noch sind sie in der immer gleichen Dosis vorhanden – noch reichen sie als alleinige Zutat zur Bindung aus.

Und wie geht's weiter?

Dies waren die ersten 12 Seiten des Kapitels „Das neue Bild von Bindung“ aus dem Buch „Kinder verstehen“ von Herbert Renz-Polster.

Auf den folgenden 25 Seiten wird es darum gehen, wie Bindung entsteht, was sie für das weitere Leben bedeutet und wie eine sichere Bindung gefördert werden kann.

Viele weitere Infos gibt's auf der Website:

www.kinder-verstehen.de

Wen´s interessiert:

Los in den Buchladen!

